

Abschnitt 5: Gegenüberstellung

Sie war hier.

Ilmari wusste nicht ganz genau, wo hier eigentlich war, aber sie war hier. Um das Hier herum, in dem er sich befand. Genauer gesagt: Wo er in einem Bett lag und mit großen Augen starr auf das Fenster blickte. Der Arzt und Einar waren eilig gegangen, es hatte Schreie gegeben. Nun gab es immer noch Schreie, dort draußen, aber der Nebel nahm die Sicht, was geschah.

Die Tür knarzte und jemand trat lautlos ein. Ilmari konnte kaum etwas erkennen, aus den Augenwinkeln, hielt er das Fenster weiterhin im Blick.

Er hatte sich ihm im Fenster gezeigt, nicht wahr? Vielleicht zeigte er sich erneut, rettete ihn vor *ihr*.

Sein Blick flackerte etwas zur Seite, als sie näher heran trat. Eine Dienerin der Orkanfürstin. Bleich wie der Nebel, mehr erkannte der Schmied nicht, ehe er sich wieder dem Fenster zuwandte. Seine Hufe begannen zu zittern. *Sie* war hier. Und *er* war es nicht. Das Fenster blieb stumpf und leer, zeigte nur die Nebelschwaden dahinter.

Keine Flammen, kein kriegerisches Gesicht lugte ihm entgegen, aus der Spiegelwelt.

Sie kam nicht näher, verharrte, wie ein Alptraum, der die steigende Angst genoss. Wenn irgendetwas geschah, wenn er sich ihr zuwandte oder sich sonst irgendwie bewegte, dann würde sie zuschlagen.

Die Schreie draußen erstarben. Sie waren noch da, doch nun wurden sie von dem Nebel verschluckt. Gab es nichts mehr, außer ihn und *sie*. Und *er* blieb weiterhin verschollen.

Ilmari aus Hesper schluckte schwer, presste die Hufe auf die Bettdecke und blickte mit der ganzen Konzentration, die sein gemarterter Geist noch aufbringen konnte, das Fenster an. Sein einziger Hoffnungsschimmer.

Er besah das raue Glas, die kleinen Verwerfungen und Erhebungen, die wie eine kleine Darstellung des Lebens war. Er sah die Splitter und Risse im Holzrahmen und hatte sich selten zuvor dermaßen darauf konzentriert. Irgendwo sah er das Loch eines Holzwurmes. Nur ein einziges. Das erschien ihm seltsam zu sein.

Sie war hier. *Nicht hinüber blicken!*, rief sich Ilmari zur Ordnung, als sein Blick sich vom Fenster lösen wollte. Unklar streifte sein Blick über das Glas, ohne etwas zu sehen.

Was wollten sie nur von ihm? Er, der feurige Krieger mit dem Hammer und die kalte Stute mit dem Eis?

Warum waren sie in seinem Kopf? Nicht länger in seinem Kopf. Welche Rolle spielte er in diesem Krieg, den er nicht verstand? Der nicht der seine war, der doch der seine war. Aufgezwungenermaßen der seine war. Wie ihm so vieles aufgezwungen worden war.

Mächte kämpften gegeneinander und brachen unvorhergesehen in die Welt der Ponys ein. Seien es Feuerkrieger und Orkanfürstin oder die Macht des Meeres gegen die Kraft des Landes. Vor dem Meer war er hier sicher, er war auf einem Berg. Hier musste er sicher sein. Irgendwie.

Seine Ohren zuckten. Hörte er nicht etwas vom Gange her?

„... und macht, dass die Blessuren der schweren Eisenketten verschwinden, mein unversehrter Freund!“, rumpelte eine Stimme. „Hat alles seine Ordnung! Hat alles seine Ordnung!“

Dann waren die Ponys, vielleicht drei, vielleicht vier, an seinem Zimmer vorbei gegangen. War der Arzt dabei? Einar vielleicht? Sollte er um Hilfe rufen, damit sie ins Zimmer kamen?

Sein Blick flackerte doch zur Seite. Sie stand etwas mehr als eine Beineslänge von ihm entfernt. Die Augen geschlossen, das Fell wie Nebel.

Das Fenster! Das Fenster! Ilmari konzentrierte sich wieder auf das Fenster. Er hustete, schnappte rasselnd nach Luft. Sein Herz überschlug sich aus Angst, sie mochte aus ihrer Starre erwachen, nun, da er sie angeblickt hatte. Er hustete wieder, presste sich einen Huf auf die Brust.

Der Anfall ging vorbei. Sie war nicht näher gekommen. Von den Ponys auf dem Gang war nichts mehr zu hören. Sie waren fort.

Gerne hätte Ilmari die Augen geschlossen und sich weit, weit weg gewünscht. Aber vielleicht erschien *er* gerade in diesem Moment im Fenster! Und er musste *ihn* doch sehen!

Sie stand im Zimmer.

Er lag in einem einfachen Bett, seinen Kopf zum Fenster gerichtet.

Sie trat einen Schritt näher heran, doch er zuckte, so blieb sie stehen.

Die Schreie ängstigten ihn und so verbannte sie diese.

Ihre Augen waren geschlossen, brauchte sie diese nicht, um wahrzunehmen, was geschah.

Unsicher war sie, was sie tun sollte, hier, in diesem Zimmer. Vielleicht hätte sie doch erst draußen helfen und ihren Ilmari zuletzt besuchen sollen.

Nun, da sie nicht mehr nur Nebel war, nach der Berührung des Soldaten auf dem Schlachterfeld, nun konnte Ilmari sie auch sehen. Doch er wandte seinen Blick von ihr ab.

Es schmerzte sie, stach in ihr nebeliges Herz. So hatte sie es nicht gewollt! So vieles hatte sie nicht oder anders gewollt!

Sie zog tief die Luft ein, als ihre Ohren einen weit entfernten Schrei hörten, der abrupt verstarb.

Zusammen mit jenem Pony, das ihn ausgestoßen hatte.

Sie presste ihre Hufe auf den Boden. Es war nicht richtig, ihre Macht gegen Ponys einzusetzen. Diese zu richten und hatten sie es noch so verdient. Und doch... sie konnte es nun. Anstatt zu vergehen bei der Berührung, war sie... gewachsen. Hatte sie die Fesseln ihrer Art abgeworfen und sich neue Fesseln gegeben.

Und weil sie den Schrecken und das Leid gespürt hatte, musste sie es tun. Brachte sie den Krieg, den Hunger, den versehrten Körper und Geist nun zu jenen, welche den Krieg befohlen hatten.

Draußen gingen mehrere Ponys vorbei, darunter die Bäckerin und der Kriegsversehrte. Die beiden, wie die Friedensstifterin und die Richterin, würden jene Ponys finden, die es zu verschonen galt. Alle anderen würden die nächste Dämmerung nicht mehr erleben.

Ein Pony war bereits tot, mehr noch würden folgen.

Ilmari begann, ein kurzes Lied zu summen, musste sich irgendwie von ihrer Gegenwart ablenken. Musste auf *ihn* warten, dass *er* wieder im Fenster erschien.

Sein Summen verstarb, als sie auch zu summen begann. Er zog die Decke höher, bis unter die Augen. Blickte das Fenster an, als ob sein Leben davon abhinge.

Auch die Stute verstummte wieder.

*„Ilmari
geliebter Horizont
Lebendigkeit und Tod
darinnen sind wir Eins
Unerreicht“*

Nicht hinhören!, zwang sich der Schmied, den Blick nicht von dem alten Glas zu nehmen. Die böse Dienerin, was auch immer sie leise sprach: Es konnte nichts Gutes sein!

„Ich habe einige Zeit gebraucht, diese Worte zu finden. Dichten ist nicht meine Kunst“, flüsterte die Stute, mit Worten, die wie Nebel waren. *„Hörst du mich, Ilmari? Verstehst du mich?“*

Der Hengst jedoch konzentrierte sich mit der Entschlossenheit eines Wahnsinnigen auf die durchsichtigen Muster, vermied es, hindurch zu sehen, auf den Nebel hinter dem Fenster.

* * *

Pech. Einfach Pech gehabt, mit einer Tonne voll Teer und Federn oben darauf. So zumindest kam sich Alerick vor, als er neben der Hexenkriegerin her trottete.

„... und wegen dieser Fehlteleportation habe ich gedacht, die Wächter wären Eindringlinge in meiner Stadt. Wenn ich dies so erkläre, dann wird die Wache doch sicherlich nachsichtig sein?“, die Walküre redete überwiegend mit sich selbst, seit sie sich und Alerick mit gelbem Licht vom Dach in eine der besseren Gegenden von Mjoehl gebracht hatte.

Der Dieb setzte dazu an, anzumerken, dass das Wort Fehlteleportation in diesen Gegenden unbekannt war und alles, was damit irgendwie auch nur entfernt einher ging, aber dann ließ er es sein. Diese Stute, Lady Star Flame, war völlig mit sich selbst beschäftigt.

Einen Riss in ihrer Erinnerung schien sie zu haben, wusste sie nicht, wo sie war, wie sie hierher kam oder dass hier Hexen, nun, eben Hexen waren. Nur dass sie einen Jungen Namens Jelto finden sollte, darum wusste sie.

Vielleicht, so dachte Alerick, *sollte ich sie darauf hinweisen, dass man nicht gerüstet und bewaffnet und ohne Erlaubnis durch diesen, geraden diesen Stadtteil hier laufen sollte*. Er dachte auch daran, wie die Hexe einen Stadtwächter mit gelbem Licht hochgenommen und auf seine Kollegen geworfen hatte. *Hm!*, wenn sie das doch mal mit ein paar Ponys hier in der Gegend machen würde, dachte sich der junge Hengst, der unauffällig wieder die Stute neben ihm musterte.

All seine Pläne für die Nacht waren durchkreuzt. Alle Fluchtpläne, die er sich machen konnte, wirkungslos, bei den Hexenkräften von Lady Star Flame. Immerhin, es sei denn, sie spielte mit ihm, schien sie ihm wohlgesonnen zu sein. Noch. Irgendwie. In ihrem ganz und gar verrückten Kopf.

Lady Star Flame wurde in ihrem brütenden Gedanken unterbrochen, die unaufhörlich um drängende Fragen kreisten, auf die es keine Antworten gab. Die Schildmaid der Prinzessin von Herzien blieb stehen und betrachtete das Pony am Ende der Straße. Es selbst war kaum zu erkennen unter der Kleidung, aber es lag auf dem Boden. Mitten in der Nacht.

Seufzend ging sie darauf zu, von der nagenden Pflicht gefordert, jede Unregelmäßigkeit zu überprüfen, gerade in dieser Nacht, in der alles Kopf zu stehen schien.

Ophelia de Catt, ihres Zeichen das Perfekteste der perfekten Ponys, mit einem Geist so erhaben, dass er alle anderen Kleingeister, nun, fast zumindest, in den Schatten stellte, keuchte sich die Lunge aus dem Leib.

Hatte die banale Reise von ihrem Haus zum Tor sie erschöpft und an den Rand des Zusammenbruchs gebracht. Ein wenig ausruhen wollte sie, Atem holen, der viel zu stark in ihre Lungen gepresst und

keuchend entlassen wurde. Waren die Straßen ihrer Stadt schon zuviel für sie, deren Nacht bereits unerfreulich begonnen hatte, hatte sich kurz der Schatten des Todes über sie gelegt.

Immerhin, so schöpfte sie daran Kraft, war der Wächter fort und sie vor den Blicken der Ponys verborgen...

Gepanzerte Hufe pochten über das Pflaster, hallten dröhnend und schmerzhaft in ihrem viel zu weichen Kopf wieder. Er kam zurück, der Kettenträger, sah sie in ihrer Schmach und Erschöpfung hier liegen! Aber sie würde sich schon auszudrücken wissen!

Sie blickte auf, Zorn loderte in ihren smaragdfarbenen Augen.

Und verschwand spurlos. Mit offenem Mund gaffte die heimliche Herrscherin von Mjoehl die gerüstete Wächterin an, die zu ihr herab blickte. Die Heraldik, fast nur aus einem Herzen bestehend, kannte die Händlerin nicht, was eine Untat war! Die Verzierungen, die Verarbeitung, die Sorgfalt und Qualität der Fäden, die schiere Masse an versilberten Panzerplatten... kurzum: Vor ihr stand eine Kriegerin, die in den Diensten höchster Herren stehen mussten! War diese Prunkrüstung mehr wert, als eines der Häuser, die sie gerade umgaben.

Die nicht von allen anerkannte Herrscherin der Stadt zwang sich auf die Beine, zwang sich in eine vornehme Pose, auch wenn ihre Beine unter ihr nachgeben wollten. Warum wusste sie nicht, in wessen Diensten diese Stute stand? Warum war ihr diese Heraldik unbekannt? Ein großes Herz? Es wirkte ein wenig lächerlich, wäre es nicht von solchem Ausdruck von Macht umgeben. Wer war daran Schuld, dass sie nun nicht wusste, wie sie diese Fremde anzusprechen hatte? Oh, dieser Jemand würde am kommenden Tag etwas zu hören bekommen!

„Geht es Ihnen gut?“, sprach die Kriegerin sie an. „Sie sehen nicht gut aus, brauchen Sie Hilfe?“

Ganz kurz beäugte Ophelia die Begleitung der Kriegerin, ein junger Hengst in dunkler Garderobe, aber dieser war eindeutig nicht Herr der Stute. Auch sonst waren die Straßen leer.

„Ich bin Ophelia de Catt!“, stellte sie sich vor, stand sie über der Beleidigung, welche die Kriegerin ihr gerade mit ihren Fragen an den Kopf geworfen hatte. Aber anfahren, wie den einfachen Wächter, wollte sie die Stute vor sich auch nicht, ohne zu wissen, um wen es sich hier handelte.

Es gab kein sichtbares Erkennen im Gesicht der Kriegerin. Ihre Begleitung hingegen keuchte auf und schien am liebsten umdrehen und davonlaufen zu wollen, verharrte jedoch an Ort und Stelle.

„Ich bin Lady Star Flame, Schildmaid und rechter Huf der Prinzessin von Herzien, beratende Verwalterin der Königlichen Ländereien und Mitglied des Königlichen Rates auf Anordnung der Prinzessin“, die Kriegerin seufzte, nachdem sie sich mit dieser Länge vorgestellt hatte. Aber Titel trugen eine gewisse Verpflichtung in sich, ausgesprochen zu werden.

In Ophelias Kopf rasten die Gedanken. Seltsame Namen waren das, fürwahr, Namen, die sie noch nie

gehört hatte. War die Ankunft der Prinzessin in der letzten Ratssitzung angekündigt worden? Nein, bei dergleichen hätte sie aufgemerkt, ganz sicher! Aber Betrug stand außer Frage, bei der Rüstung, welche die Stute trug.

Nein, es war keine Prinzessin hier angekommen. Davon hätte sie erfahren, ja, die ganze Stadt wäre auf den Beinen gewesen. Es sei denn, die Prinzessin reiste unerkannt, wogegen sprach, dass ihre Schildmaid sich derart präsentierte.

Alerick starrte von einer Stute zur anderen. Ophelia de Catt! Mitten in der Nacht, auf der Straße liegend! Eine der mächtigsten Stuten der Stadt, wie vom Himmel gefallen. Der Dieb blickte tatsächlich kurz zum Himmel hinauf, ob er dort oben etwas ungewöhnliches erkennen konnte, aber nein, der Himmel war, wie er sein sollte. Lediglich das Sternbild der Grinsekatzte schien in dieser Nacht besonders zu leuchten.

„Lady de Catt, darf ich Ihnen meine Hilfe anbieten, sie nach Hause oder an den Ort Ihres Begehrens zu begleiten? Sie sehen erschöpft aus und sollten sich ausruhen“, Alerick blinzelte und starrte die Hexenkriegerin an. Sie wollte doch nicht wirklich mit Ophelia de Catt herum laufen? Ausgerechnet!

Im Gesicht der de Catt funkelte es auf und obgleich die Situation mit jedem Moment schlimmer wurde, konnte sich Alerick nicht eines gewissen Galgenhumors erfreuen, dass Lady Star Flame diese Worte an die de Catt gerichtet hatte.

„Ich habe mich nur ausgeruht“, brachte diese ein wenig stockend hervor, mit einem mahnenden Tonfall und Blick versehen.

„Sie haben auf der Straße gelegen“, erwiderte die Hexenkriegerin nüchtern. „Ihr Gesicht ist von Erschöpfung gezeichnet. Verstehen Sie mich nicht falsch, Lady de Catt, aber ich habe derzeit nicht die Zeit, mich umfassend mit Ihnen zu beschäftigen. Ich werde Sie irgendwo abgeben, wo Ponys sich um Sie kümmern werden und dann muss ich den Befehlshaber der Nachtwache aufsuchen“, klärte Lady Star Flame die Fronten.

Alerick verkniff sich jede Gesichtsregung, so stark, dass seine Lachfalten heftig zuckten. Der Blick der de Catt war unbezahlbar! Aber dann wandelte sich ihre Fassungslosigkeit in rechtschaffenen Zorn und ihre Augen wurden stahlhart, so hart, dass der Dieb schluckte und einen Schritt zurück trat.

Lady Star Flame seufzte innerlich. Für höfliches Meckemecke hatte sie keine Zeit. Und dass der Stolz dieser abgemagerten Stute durch ihre Worte angegriffen wurde, das kümmerte sie nicht. Wer sich von solchen Belanglosigkeiten aufhalten ließ, brachte es zu nichts. Eine Erfahrung die sie im Dienste ihrer zahlreichen Verpflichtungen hatte erst lernen müssen. Hatte sie sich selbst doch auch lange Zeit viel auf dieses Meckemecke eingebildet.

„Was ist das für ein Benehmen!“, ereiferte sich die Adelige. „Wie können Sie derlei Worte nur denken, geschweige denn aussprechen?“, aber sie hielt sich ganz offensichtlich zurück. Wusste nicht recht, wie sie mit einer Schildmaid einer unbekanntenen Prinzessin umzugehen hatte.

Da auch Lady Star Flame nicht wusste, wie einflussreich diese Lady de Catt war, musste auch sie sich zurückhalten. Die Stute einfach mit Zauberei hochheben und zum nächsten Wächter zu tragen, ginge nicht.

„Ich bitte um Verzeihung, Lady de Catt“, Lady Star Flame knickte kurz, ein kleiner Akt in sich, in dieser schweren Rüstung. „Es war mein Ansinnen, Ihnen zu helfen, nicht, Sie zu beleidigen. Wenn Sie sich gut genug fühlen, den Weg fortzusetzen, so möchte ich Sie nur darum bitten, mir den Weg zum Befehlshaber der Nachtwache zu beschreiben.“

Nicht, dass die Stute vor ihr nicht auf dem vorletzten Loch zu pfeifen schien, aber, wie sie gesagt hatte: Sie hatte besseres zu tun, als sich mit einer uneinsichtigen Adelligen abzuplagen. Immerhin, diese de Catt schien willensstark zu sein, vermutlich schaffte sie es tatsächlich, sich irgendwohin zu schleppen.

Die Adelige aus Mjoehl räusperte sich. „Ein seltsamer Zufall mag es sein, aber auch ich bin auf dem Weg zu Hauptmann Furór. Ich werde mich bei ihm über die Vorgänge in dieser Nacht erkundigen. Was führt eine Schildmaid zu ihm?“

Immerhin keine nachtragende, sondern eine geschäftstüchtige Stute.

„Ebenfalls die Vorgänge in dieser Nacht“, antwortete die Dichterin, würde die genaueren Geschehnisse nicht erwähnen.

„Und Ihr Begleiter?“

Lady Star Flame blickte Alerick an, der mittlerweile vier Schritte entfernt stand. „Ein Bürger dieser Stadt, der sich bereit erklärt hat, mir zu helfen.“

Das traf es, fand Alerick, nicht ganz. Aber er war zu schlau, um an dieser Stelle Widerworte zu geben.

* * *

Miracle Amber Dream erwachte. Ihre Schulter schmerzte, stach, tat weh. So blieb sie zunächst einfach liegen. Sie wusste nicht recht, was geschehen war, drehte ihren Kopf vorsichtig hin und her.

„Hallo?“, fragte sie leise. „Ist da jemand?“

Sie erhielt keine Antwort.

„Baldur? Mathrun?“, rief sie etwas lauter, aber ihr ging es nicht gut, so dass ihre Stimme auch rufend nicht weit kam.

Hufe pochten über hölzernen Boden, die Tür zum Zimmer knarzte.

„Ah, gut. Du bist erwacht“, stellte der Alchemist sachlich fest und kam zu ihr hinüber. „Wie geht es dir? Was sagen dir deine magischen Sinne?“

Miracle verzog das Gesicht. „Ich hoffe, du könntest es mir sagen“, murmelte die Einhornstute. „Ich weiß nicht, was geschehen ist.“

„Du weißt nicht, warum du hier im Bett liegst?“, fragte der Alchemist nicht als Frage, sondern als erneuten Anstoß zur Erinnerung.

Miracle versuchte in ihrem Durcheinander der Gedanken etwas zu finden. „Ich kann mich... an mehr erinnern, als... vorhin“, murmelte sie. The Edge. Glisters. Singing Dawn. Stone Heart und Redwing. Die Herausforderungen. Und... und... es war nicht wirklich zu greifen. Fauchen, Krallen, Mantikore?

Sie schüttelte leicht den Kopf. Die Sorgen, die wegen ihren Freunden aufsteigen wollten, verschwanden zusammen mit den Erinnerungen an die Geschehnisse, als wären sie mit einem Tuch zugedeckt worden.

„Ich kann mich an The Edge erinnern und an vieles, was ich dort gemacht habe. Ich weiß nur nicht, warum ich plötzlich hier bin, bei euch... sagt dir die Große Klippe etwas, Baldur?“

Der Alchemist seufzte. „Nein. Weder eine große Klippe noch The Edge sagen mir etwas.“

Kleine Hufe trappelten über den Boden. „Ist sie wach?“, fragte Mathrun von außerhalb des Raumes leise. Baldur bejahte es und Mathrun kam herein geeilt.

Der Alchemist sah zu, wie sich seine Dienerin über die verletzte Stute beugte und auf sie einredete. Die Erinnerungslücke war immer noch da. Es würde, nun, interessant werden, was sich sonst noch auftat. Zumindest redete sich das der Hengst ein, dass es interessant würde. Weil alle anderen Beschreibungen, nun, weniger gefällig wären.

Eine Frage der selbsternannten Trickserin ließ ihn aufhorchen: „Wie lange habe ich hier gelegen?“, mochte sie wissen.

„Du hast den Nachmittag und die Nacht hindurch geschlafen“, antwortete er ihr.

„Was ist mit meiner Seite? Sie tut weh“, murmelte die Stute.

„Drei Wunden ziehen sich über die Seite, aber sie sind vernäht“, beließ es Baldur bei den wichtigsten Tatsachen. Den magischen Faden und die unsichtbare Nadel und die aus dem Nichts gekommene Salbe erwähnte er nicht. Er musste ja nicht jeden Wahnsinn aussprechen, der derzeit in seinem Haus geschah.

„Drei Wunden...“, der Mund von Miracle bewegte sich, doch sie sprach keine Worte laut aus. Schien sie nach etwas zu suchen, in ihrem Geiste, das sie damit verbinden konnte, doch sie fand nichts, schüttelte sie traurig den Kopf.

„Wirst du wieder gesund?“, wollte Mathrun von ihr wissen.

Baldur hatte es bei der Wahrheit belassen und seiner Dienerin erzählt, die Wunden wären plötzlich

aufgesprungen. Was sonst hätte er erzählen sollen? Sinn, das war hier ein verlorenes Gut. Und im Reich des Unsinnns kannte sich Mathrun weit besser aus, als er, so dass er keine gute Ausrede hatte finden können, um sie dem Fohlen zu erzählen.

Baldur im Unsinnnsland, summierte er gedanklich die Ereignisse des letzten und heutigen Tages. Womit hatte er das nur verdient?

„Natürlich werde ich wieder gesund!“, antwortete Miracle und doch war ihr Gesicht auch fragend.

„Ja, natürlich wird sie wieder gesund“, merkte auch Baldur an, an beide Stuten gewandt. „Es hat sich nichts entzündet, die Wundränder sehen, den Umständen entsprechend, gut aus. Und heute Morgen wurde wieder Salbe aufgetragen.“

Dass er es nicht gewesen war, sondern ein unsichtbares Pony, das erwähnte er nicht. Zuviel war zuviel. Dies hier war schließlich immer noch sein Haus!

Er überließ Miracle seiner Dienerin und ging in sein Laboratorium zurück. Die Reise zum Greifenbach war zunächst vom Tisch, was ihn ärgerte, doch auch immerhin jede Möglichkeit, dass diese Miracle Amber Dream einfach draus los nach Mjoehl rannte.

Er nahm die rote Sphäre und legte sie auf den Tisch. Mit diesem Ding hatte alles angefangen, vor wenigen Tagen. Und jeden Tag wurde es schlimmer und schlimmer, kippte die Welt mehr und mehr aus den Fugen. Wer wusste schon, was im Verlauf des heutigen Tages passieren mochte?

Baldur ging zum Fenster und blickte hinaus und sah einen Berg in zwei Teile bersten. Das hieß: eigentlich sah er es nicht, konnte er es nicht sehen, weil er zur falschen Seite aus dem Haus hinaus schaute. Zudem war der Berg viel zu weit weg, so dass er es auch dann nicht gesehen hätte, selbst wenn er zur richtigen Seite hinaus geschaut hätte. Außerdem zerbrach der Berg nicht wirklich in zwei Teile. Aber was wusste Baldur schon davon? Er kannte sich mit Alchemie aus, nur wenig mit jungen Stuten (zwar mehr, als er offen zugeben würde, aber nicht genug um nicht gewissen, zukünftigen Peinlichkeiten zu entgehen) und recht viel mit dem Graben von Löchern. Aber nicht mit Bergen. Eigentlich, so wollen wir festhalten, kannte er sich aber gut mit der Fähigkeit des Schnellredens aus, auch wenn er es langsam machte. Und würde ihm gerade die Decke auf dem Kopf fallen, so würde er sich nichts dabei denken. Denn denken ist bei Baldur auch so eine Sache, aber das würde vielleicht nie geklärt werden.

Der Hengst schüttelte sich und blinzelte.

Er starrte die rote Sphäre an und rieb sich den Kopf, der ihm plötzlich schmerzlich zu pochen begann. Seine Knie zitterten und er sank zu Boden. Mit einer Ohnmacht nicht gänzlich unvertraut, war der Alchemist froh, nicht gerade etwas Brennendes oder Giftiges oder Ätzendes in den Hufen zu halten. Seine letzte Empfindung vor dem Augenblick der Schwärze war, als würde ihm eine riesige Wasserblase durch den Kopf gedrückt werden. Das war ein unangenehmes Gefühl, glücklicherweise würde er sich in einem

kurzen Augenblick kaum noch daran erinnern können.

* * *

Die Nebelstute war einen Schritt näher an Ilmari heran getreten. Hatte ihren Huf nach ihm ausgestreckt. Die Berührung des Soldaten hatte sie nicht vernichtet, also würde es die Berührung von Ilmari auch nicht, oder? Nein, das würde sie nicht, sie war sich sicher! Sie würde dem Hengst die Schmerzen nehmen, ihn in eine Umarmung ziehen, die er schon zu lange vermisste. Bei ihm sein, seine Sorgen teilen, seine Freude. An seiner Brust geschmiegt würde sie die Lebenswärme zu schätzen lernen. Sie würde seine Beschützerin, seine Schwester, sein Schutzpony, seine Hüterin sein, ihn begleiten von nun bis zum Tage, da er in ihr Reich übertreten würde.

Ihr Huf berührte ihn sanft an der Wange. Berührten sich zwei Geister, zwei Wesen, so unterschiedlich und doch so gleich. Nur war ein Geist von Angst erfüllt, war nur der andere bereit, sich zu öffnen, hinzugeben. Unter anderen Umständen, vielleicht, hätte Ilmari anders reagiert. Doch nicht so kurz nachdem das Meer ihm alles genommen hatte. Nicht in diesem Augenblick, da Wahnsinn und Lebensende gemeinsam um ihn tanzten. Als er das, was er war, mit allem verteidigte, was ihm in diesem Zustand noch zur Verfügung stand.

Er riss die Augen auf. Das Fenster barst. Flammen brüllten. Bretter brachen. Ein feuriger Hammer kreiste. Eine Stute schrie.

Ein Krieger schrie, warf sich nach vorne und brach durch die hölzernen Wände, taumelte auf einen freien Platz hinaus. Die Flammen, die ihn umgaben und in die Höhe schlugen, verbrannten die Nebelschwaden. Der Krieger keuchte schwer, blickte sich um, sah, was jenseits des Nebels war.

Sein Blick heftete sich auf die Nebelstute, die von ihm davon taumelte, die Augen geschlossen. Der Körper dampfend, anstatt verkohlt. Sie stolperte, fiel vor der Treppe, die zum Wehgang der Mauer hinaufführte, zu Boden.

Mit einem beiläufigen Schwung schulterte das Inferno den Hammer, doch bevor es auf die Stute zugehen konnte, traten ihm drei anderen Stuten entgegen: Eine schwarze Bäckerin, eine rote Friedensstifterin und eine weiße Richterin.

Unsicher waren sich die drei Stuten, blickten einander Hilfe suchend an. Doch dieses hier war ihnen nicht erklärt worden, wussten sie nicht, was es zu tun galt.

Ihre Herrin zog sich mühsam, Stufe für Stufe, nach oben, fort von den Flammen, die ihren Nebel verzehrten.

Das Inferno machte einen Schritt nach vorne – ebenso die Friedensstifterin. Und obgleich die Nähe zu den

Flammen ihr das Haar versengte, wick sie nicht zurück.

Der Krieger betrachtete das kleine Geschöpf vor ihm, das bereits zu vergehen begann. Waren die Dienerinnen der kalten Fürstin wirklich so schwach geworden?

Ein leises Lachen ließ ihn aufblicken. Die Nebelstute hatte beinahe die Wehr erreicht, doch am oberen Ende der Treppe stand nun eine Stute, die aus Pflanzen und dornigen Ranken erwachsen zu sein schien.

„Hilf mir!“, keuchte der Nebel.

„Ja, ich helfe dir“, sagte die dornige Stute bemutternd und in Gedanken verloren streifte ihr Blick die Friedensstifterin, die keuchend und mit verbrannter Haut einen Schritt zurück taumelte und blieb schließlich auf dem Inferno ruhen.

„Du willst die Stute aus Nebel töten“, stellte sie fest. „Weil sie es gewagt hat, Ilmari zu berühren. Doch um dieser Stute nahe zu kommen, wirst du erst diese drei dort töten müssen. Du solltest ihre Verbindung zum Nebel spüren können“, damit zeigte sie auf die Bäckerin, die Richterin und die Friedensstifterin.

Der Krieger nickte. Er war sich nicht ganz sicher, wo er sich überhaupt befand, aber die Nebelstute würde ihm nicht davon kommen. Er schwang seinen Hammer aus dem Hufgelenk herauf und donnerte ihn auf die Friedensstifterin herab.

Die Erde knackte, der Kopf des Todes zuckte herum, doch die Augen blieben geschlossen.

„Nicht so schnell, mein feuriger Freund“, tadelte die dornige Stute.

Das Inferno runzelte die Stirn und betrachtete die feine Ranke, die sich aus dem Boden schraubte. Die sich seinem Schlag in den Weg gesetzt hatte, ihn mit ihrem zierlichen Sein aufgehalten hatte.

Die rote Stute sank von der Hitze besinnungslos geworden zu Boden.

„Mein Schatz, du hast dich mit den falschen Stuten umgeben“, belehrte das Gewächs den Nebel. „Was möchtest du mit Nahrung, Gesundheit, Frieden, Einigkeit und Gerechtigkeit schon erreichen? Nein, meine Liebe, wenn du diesem Geschöpf dort begegnen willst, brauchst du keine Begleiterinnen, die dich in Ketten legen. Du brauchst Stuten, die dich stärken. Dein Wesen verbreiten.“

Der Krieger trat einen Schritt zurück, überließ es den Stuten, auszumachen, wen er töten musste und blickte zu der brennenden Hütte zurück, in der Ilmari lag. Der Wahnsinn blutete in diese Welt hinein. Breitete sich wie die Pest aus, überkam Pony um Pony. Er, dessen Augen durch den Nebel blicken konnte, sah, wie weit es sich bereits ausgebreitet hatte. Alles würde er verschlingen, auch Ilmari, wenn er ihm nicht Einhalt gebot.

Womit er wieder bei der Nebelstute wäre. Das Inferno blickte nach vorne.

„Ich brauche keine anderen Stuten!“, keuchte der Nebel vergeblich, verzweifelt.

„Du kannst nicht etwas anderes sein, als du bist“, belehrte die Dornenstute. Sie winkte mit einem Huf und aus dem Boden brachen drei Ranken, die den drei Stuten auf dem Platz in den Vorderhuf pieksten. Aus

dem Tropfen Blut, das den Boden tränkte, wuchsen drei weitere dornige Stute: Eine so schwarz wie Teer, abgemagert, leidend, sich selbst verzehrend. Eine so rot wie geronnenes Blut, blutigen Nebel aus den Nüstern ausstoßend. Eine so edel wie frisch gefallener Schnee, mit einem Pelz aus reinen, unbefleckten Blüten.

Die Richterin starrte ihr pflanziges, edles Ebenbild mit großen Augen an. „Was sind das für Geschöpfe?“, fragte sie entsetzt.

„Hunger“, erklärte die Dornenstute und deutete auf das schwarze Weib, das in seiner Schrecklichkeit einem Nachtmahr gleich kam. „Verzehrend, Leid und Elend. Krankheit.“

„Blutdurst“, das Gewächs deutete auf das rote Weib. „Gemetzel, Grausamkeit, Schlachtere.“

„Gerechtigkeit“, der dornige Huf zeigte auf das edle Geschöpf. „Ziel all dessen, was es umgibt. Siegerin, Herrin über die Welt, Bezwingerin aller Feinde. - Diese drei sind die Grundlage des Todes und so sollen sie nun die Begleiterinnen sein.“

„Nein“, die Richterin schüttelte den Kopf. „Das kann keine Gerechtigkeit sein!“, sie starrte das Geschöpf vor sich an, das aus ihrem Blut erwachsen war. Die Edle blickte sie an und in ihrem Grinsen lag das Wissen absoluter Herrschaft über geringe, blinde Wesen wie sie.

Die erste Dornenstute schüttelte nur mitleidig den Kopf, über soviel Unverstand.

Dem Krieger hingegen war es genug, mit dem ganzen Gerede. Er ging in die Knie und sprang. Der Hammer flammte auf, traf sein Ziel und zerschmetterte es: Brennende Rankenstücke des Gewächs sprangen nach allen Seiten davon. Was übrig war, taumelte brennend zur Seite und stürzte von der Wehr in den Hof.

Der Krieger grunzte ein wenig enttäuscht. Mehr als einen Schlag hatte es für das Rankengeschöpf also nicht gebraucht? Doch allzu sehr musste er sich keine Sorgen um einen Kampf machen: kam die leidende, schwarze Stute auf ihn zu galoppiert, die Treppe hinauf und mit einem gewaltigen Satz über die Nebelstute hinweg.

In den feurigen Hammerschlag hinein, der den ausgemergelten, elendigen Körper in brennendes Gewächs, Eiter und Hunger zerschlug. Das Irdische davon spritzte nach allen Seiten, der Hunger jedoch beendete seinen Sprung und grub sich in den Körper des Kriegers ein.

Er keuchte, taumelte zurück. Eine Kälte brannte sich durch seine Glieder, ein Vergehen des Feuers, das nur bedeuten konnte, dass die Orkanfürstin auch den letzten Berg, die letzte Schmiede des Erdfeuers, ergriffen hatte und die Hitze der Welt für alle Zeit am Auslöschen war! Seine Wangen fielen ein, sein Fell wurde struppig und unansehnlich, die Lippen und Ohren blau vor Kälte.

Der Hunger fraß an ihm, nahm ihm die Wärme, die Gesundheit, das Wohlbefinden, letzten Endes auch das Leben.

Auch das blutige, rote Geschöpf kam heran, trat über die Nebelstute hinweg auf die Wehr, zog sich eine Rippe als Schwert aus dem Leib.

Der Flammenkrieger ächzte, hob seinen Hammer, suchte sicheren Halt.

„Wenn du für meine Schwester leidest“, stieß die Stute zusammen mit blutigem Nebel aus, „dann kannst du auch für mich bluten.“

Die beiden Kämpfer sprangen sich an, doch das Vergossene Blut war geschickt genug, den ersten Hieben auszuweichen und nahe an den Feuerkrieger heran zu kommen. Die Hitze seines Körpers, die Größe seiner Flammen war vergangen, konnte er das Gewächs nicht mehr mit seiner bloßen Gegenwart verbrennen.

Das blutbesudelte Schwert hackte wild auf ihn ein und fügte ihm an mehrere Stellen Schnitte zu – so dass sich ihr Blut mit dem seinen vermischen konnte. Ein roter Schleier wollte sich vor seine Augen legen, wollte, dass er ein Inferno entfachte, das alles Leben um ihn herum in brennender Qual auslöschte.

Er hieb nach seinem Feind, doch die Stute war nie dort, wo er sie zu treffen gedachte, tanzte sie um ihn herum, schnitt sein Fleisch auf, blutige Linie für blutige Linie.

Bis sie ihn schließlich mit dem Huf am Hals packte und halb über die Wehrmauer hievte. Der Krieger drückte gegen das Geschöpf, das begann, sich mit seinen blutigen Dornen an ihn zu reiben, damit seinen Körper mehr und mehr aufzureißen. Nur an der Oberfläche, waren die Dornen nicht groß genug, um durch das Fleisch hindurch zu schneiden und doch war es genug, seinen Lebenssaft zu vergießen.

„Blute für mich!“, flüsterte die Stute ihm ins Ohr, presste mit spielender Leichtigkeit seinen Körper gegen die Festungsmauer. „Oder vereine dich mit mir, wie du dich mit meiner Schwester vereint hast!“, sie begann zu lachen, spie ihm dabei blutige Brocken ins Gesicht, trat mit einem Hinterbein zu, zog das Knie an seinem Schenkel entlang und schnitt mit einem Dorn in das Fleisch.

Der Krieger bäumte sich auf, stieß das Rotdorngeschöpf von sich herunter. Er war ein Krieger! Er würde sich nicht vom Blutdurst überponen lassen!

Die Stute schüttelte sich, drehte sich zu ihm herum und lachte, Blutbrocken speiend. „Das denken so viele angeblich so ehrbare Krieger! Bis ich sie reite. Sie furchtbare Dinge tun lasse! Was dann übrig bleibt, überlasse ich einer meiner beiden Schwestern.“

Der Krieger blickte hinab, auf den Hof. Die schwarze Ponystute lag neben der roten, die sich ihm in den Weg gestellt hatte. Sie war noch immer nicht zu sich gekommen und doch war sie noch da. Stand sie für das, was dem blutrünstigen Geschöpf vor ihm entgegen stand.

Doch er, der Hammerschwinger, er war weder sie noch sie: Er war er selbst. Er entschied, wo er seine Grenzen zog und mit einem starken Willen konnte er diese Grenzen auch halten!

„Du hast nur Macht über die Schwachen!“, er zog seinen Hammer ein einer weiten Bahn, packte mit dem

zweiten Huf zu und zog ihn näher zu sich heran – und schmetterte seine Waffe damit von der Seite in die Brust des Blutdurstes, der seinen Schlag hatte unterlaufen wollen. Brennendes Blut spie nach allen Seiten, das Geschöpf kippte von der Wehr und schlug neben den schwarzen Überresten des Hungers und der ersten Dornenstute auf.

Doch noch war die Blutstute nicht bezwungen: rappelte sich das brennende, zerschmetterte Geschöpf wieder auf. Gab der Wahnsinn der Gewalt der Stute eine Kraft, die weit über das eines sterblichen Wesens hinaus ging. Mit einem Sprung erreichten ihre Hufe den Wehrgang und mit der Bewegung versickerndes Blutes zog sie sich nach oben.

Sie trat einen taumelnden Schritt auf den Krieger zu. „Ich bin in jedem, auch in dir“, entgegnete sie leise. Ja, das war sie. Und doch hatte sie nur diese Gewalt, wenn man ihr diese schrecklichen Namen gab. Gab man ihr andere Bezeichnungen, wandelte sich ihr ganzes Sein.

Der Krieger schlug seinen flammenden Hammer krachend in das blutende, brennende Gewächs vor sich. Wieder und wieder hob und senkt das Inferno seine Hufe. Der Stein des Wehrgangs knackte und bekam Risse, als der Hammer die leblose Stute durchschlagen hatte und nun auf den Stein aufschlug.

„Rechtschaffener Eifer!“, lachte das letzte Gewächs, die Edle, die Reine, die Weiße. Achtlos stieß sie die lebende, weiße Stute zur Seite und begann mit ihrem Aufstieg zur Wehr. „Wir können andere Worte wählen, unsere Taten anders beschreiben – und ändern damit das Sein. Wir töten nicht. Wir verteidigen die Unseren. Wir schlachten nicht, wir bringen Recht. Erst die Worte und die Gedanken dahinter schaffen unserer Taten Wirklichkeit.“

Die Nebelstute murmelte etwas Leises, als die Edle an ihr vorüber schritt. Sie schüttelte das nebelbefüllte Haupt. Doch die Siegerin achtete nicht darauf, betrat die Wehr und ging zu dem Krieger hinüber, dessen Hufe vor Kälte und Zorn zitterten. Dessen Körper von Kälte, Hunger, Elend und Kampf gezeichnet war. Er hatte die beiden anderen Schwestern und dieses erste Rankengeschöpf zerschmettert. Der Krieger hob den Kopf, sammelte Kraft in sich, sich dieser letzten Feindin vor der Nebelstute zu stellen.

„Bevor wir beginnen, sage mir, was bist du?“, wollte die Stute mit dem Kleid aus weißen Blüten wissen. Sie trat näher an den Krieger heran, hob den Kopf und blickte auf ihn herab.

Als er ihr keine Antwort gab, keuchte, zitterte, sein Hammerkopf mehr und mehr aufglühte, blickte die weiße Stute hinüber zu dem Lazarett, das noch immer als Inferno wütete. Leise brüllten die Flammen nur, als wollten sie nicht an sich erinnern.

„Du bist Gestalt gewordener Wahnsinn, Krieger“, sprach das Geschöpf leise und blickte den Krieger mitleidig an. Schlug zu und katapultierte das Inferno in den Himmel hinein.

Das Feuer, das Aufbäumen Ilmaris, fing sich, schlug mit seinen Flügeln, schüttelte sich benommen und

blickte auf die Welt herab.

Es sah das Gebirge, sah den Nebel und wie dieser an den Hängen herab floss wie ein langsamer Sturzbach. An einigen Stellen hatte der Nebel bereits die hügelige Ebenen erreicht und strebte nun den Ansiedlungen dort entgegen.

Der Wahnsinn breitete sich aus, würde wie eine Flut über das Land hinweg schwappen.

Der Krieger schnaubte, griff sich an den Kopf. Das würde er nicht zulassen! Er blinzelte mehrmals, versuchte sein kochendes Blut zu beruhigen. Seine Sicht verschwamm ihm kurz. - Er würde sich beeilen müssen.

Sein Blick streifte über das Gebirge, durchdrang den Nebel. Suchte und fand das Geschöpf, das die Festung verlassen hatte und mit großen Sätzen von Berg zu Berg sprang, in seine Richtung hin.

Der Hammer glühte weiß auf, als der Krieger den größten Teil seiner verbliebenen Kraft darinnen bündelte. Genug Macht um Berge zerbrechen zu lassen.

Lautlos, wie ein glühender Komet, stürzte er aus dem Himmel herab.

Die edle Gerechte blieb auf einem kleinen Vorsprung stehen und hob den Kopf. Sah die Flammen auf sich zurasen, so heiß, dass ihre Blüten sich schon über eine große Entfernung zu verfärben begannen, sich krümmten und und braun wurden.

Er zielte. Schlag zu. Vernichtete.

Ein Berg zersplitterte. Brach in seiner Mitte auseinander, wie ein Stück verformten Glases, das von der Axt gespalten wird. Staub schoss in einer gewaltigen Wolke in den Himmel, geschmolzenes Gestein spritzte nach allen Seiten davon.

Steine und Felsen brachen los, rumpelten die benachbarten Berge herab. Der gespaltene Berg knirschte, lehnte sich auseinander und zerbrach in weitere Stücke. Die Erde bebte, schrie, der Himmel kreischte.

Und als alles Getöse zu seinem Ende kam, hallte ein Lachen von den Hängen der Gebirge als Echo wider. Der Hammer steckte in einer anderen Bergflanke, hatte sich mit seiner Hitze hinein geschmolzen und ließ den Berg nun ausbluten.

Der Krieger lag auf einem anderen Berghang.

Die Edle stand unberührt auf ihrem Vorsprung. Das Gestein war fort gebrochen, doch Ranken durchrangen den Berg, durchzogen ihn voll und ganz und auf diesen Ranken stand die Gerechte.

Sie schüttelte sich, die braunen Blüten fielen herab und junge, weiße Blüten kamen darunter zum Vorschein.

Mit einem kleinen Sprung landete sie neben dem Krieger. „Gewalt macht mir nichts aus“, belehrte sie von oben herab, während sie um das fast erloschene Wesen herum schritt. „Und selbst wenn – du bist nur ein Abbild, ich aber bin.“

Der Krieger stemmte sich ächzend hoch, doch die Hufe versagten ihm den Dienst. Er schlug nieder.

„Du bist ein Teil des Wahnsinns, eine Traumfigur, eines verrückten Träumers. Du bist nicht der Herr der Schmiede, dein Kampf gegen diese Kältestute ist nur erfundenes Hirngespinnst. Ilmaris Sklave bist du, ein Abbild, seine Wehr, die letztlich nicht bestehen kann.

Die Taten der Nebelstute ließen dich entstehen, spielt sie mit Kräften, die sie nicht beherrscht. Die Hütte, in der Ilmari liegt: Sie brennt durch dein Feuer lichterloh, er aber verbrennt nicht. So wenig du mir schaden kannst, so wenig kannst du Ilmari schaden, oder der Nebelstute. Es sind Ilmaris Flammen, die den Nebel verbrennen, nicht die deinen.“

„... deine Macht... liegt in deinen Worten. Es ist... den Worten aber Eigenschaft... dass sie nur wirken, wer sie... vernimmt. Hören alleine reicht... nicht aus“, erwiderte der Krieger.

„Ja, dies stimmt“, gab ihm die Edle recht. „Aber es gibt etwas, das über den Wörtern steht: Die Gedanken, die Gefühle, die Empfindungen, die inneren Bilder des Seins. Mit ihrer Macht ist alles zu verändern.“

„Alles?“, der Krieger rappelte sich weit genug auf, dass er auf dem Bauch lag, die Beine unter den Körper unterschlagen.

Die Stute beugte sich zu ihm herab und flüsterte in sein Ohr: „Alles.“

Die Welt drehte sich, ohne den Krieger jedoch. Schwebend hing er in der Leere, zwischen dem geborstenen Berg, der wie zwei Hufe zusammenschlug.

Die Gerechte hob ihre Hufe gen Himmel und der wiedervereinte Berg riss sich aus dem Boden aus.

Die Weiße führte ihre Hufe aufeinander zu, als wollte sie etwas Unsichtbares zerquetschen. Der Berg knirschte, brach und wurde kleiner. Das Gewicht von ungezählten Jahrtausenden wogen schwer in den wenigen Momenten, die den Berg vernichteten.

Als die Siegerin ihre Hufe auf den Boden absetze, regnete es Kristalle in der Größe von kleinen Bergen herab, stapelten sich übereinander.

Langsam zog sie mit der Hufspitze über den Boden und der größte Kristall zerbrach.

Nebel kroch zwischen den Bergen hervor, drang in das Kristallgewebe ein, stieg höher hinauf. Die Nebelstute aber trat zu der Edlen heran, nicht zu dem Krieger.

„Wieso tust du das?“, mochte sie wissen und hob ihren Kopf mit den geschlossenen Augen zu dem Kristallgebirge hinüber. Ihr Körper dampfte noch immer leicht, von den Flammen, die sie umgeben hatten.

„Ich bin und es ist mir gegeben, die Deinen zu rufen.“

„Nein“, erwiderte der Tod schwach. „Du bist, was mich vor der Vernichtung im brennenden Wald bewahrte. Dafür bin ich dir dankbar und auch für die Worte, die du mich über die Bestimmung lehrtest. Und nun verstehe ich auch, was du meintest, als du sagtest, du wärest sie und sie wäre du – und ich.“

„Du glaubst es zu verstehen, aber nur einen ersten Schritt hast du gemacht.“

„Ja. Und der nächste Schritt ist, dich zu vernichten, so denn dies möglich ist.“

Die Edle drehte sich zum Tod um. „Du willst mich vernichten? Warum?“

„Um mir selbst meine Bestimmung wählen zu können.“

„Wie aber willst du mich vernichten? Ich bin der Berg, auf dem wir stehen. Die Luft, die du atmest. Ich bin dein Fleisch.“

„Ich werde sie töten und damit dich.“

„Du hast bereits Ponys getötet, in Aschengrat. Auf diese Weise willst du mich vernichten?“

Doch der Tod schüttelte den Kopf. „Nein. Bei ihr wird es anders sein. Dann hilft dir auch all deine Macht nichts mehr, denn nichts währt für die Ewigkeit.“

„Kannst du denn noch Wahn von Wirklichkeit, Traum von Alptraum, deine Wünsche von meiner Sklaverei unterscheiden?“, mochte die Gerechte wissen und legte den Kopf schief, hatte die Ohren nach vorne gestellt.

„Ich bin nicht mit denselben Ketten des Geistes gebunden, wie ein normales Pony. Meine Bestimmung, sie scheint durch all den Wahnsinn hindurch, wird mich führen. Vergiss nicht, dass es Worte waren, die mich erschufen. Worte, die ihr ins Ohr geflüstert worden war. Sie liegt im Sterben, sie wird sterben.“

„Auch Ilmari liegt im Sterben. Auch er wird sterben“, entgegnete die Reine schlicht.

Die Nebelstute schüttelte sich und trat als Orkanfürstin einen Schritt nach vorne. „Nicht, wenn ich seinen Geist befreien kann, von dem Wahnsinn, der ihr erschüttert.“

„Und wie hast du das vor?“

„Ich werde kämpfen – und verlieren.“

„Du willst ihn belügen? Deinen geliebten Ilmari einen Kampf im Geiste vorspielen?“, fragte die weiße Stute mit einem Grinsen, das mit jedem Wort größer wurde.

„Es ist gleich, ob er gegen mich oder gegen seinen Wahnsinn ankämpft. So lange sein Geist dabei genest, gewinnt er, gleich, wen er besiegt.“

Die Edle blickte zu den Kristallen hinüber. „Sein Krieger ist ein wenig unpässlich. Jetzt wirst du nicht kämpfen können, Nebel. Und selbst wenn er wieder zu Kräften kommt, kann er sich nicht mit dir messen.“

Die Orkanfürstin trat einen Schritt zur Seite und ging als Nebelstute an dem Gewächs vorbei, abfällig den Schwanz schlagend. „Ich kann ihn auch verfehlen, mit meinen Angriffen, und muss ihm nicht ausweichen, wenn er angreift. Der Krieger mag sich darüber wundern, Ilmari aber ist kein Krieger, er wird es nicht bemerken.“

„Dann wünsche ich dir viel Glück, mich und sie zu töten“, sagte die Edle ehrlich.

„Noch ist es nicht so weit, weder für Ilmari, noch für sie. Eine letzte Nacht wird sie haben und bei Sonnenaufgang wird es sich entscheiden.“

„Warum die Gnade, Geist der Kälte?“

Die Stute blickte zur Festung Aschengrat hinüber. „Weil ich erst hier töten muss“, sprach sie leise. „Für Ilmari.“

[Abschnitt 4](#) \leftarrow [Inhaltsverzeichnis](#) \Rightarrow Abschnitt 6 (folgt)